

BÜCHER

Globalisierung

Rezension von: Ulrich Beck, *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2002, 473 S.;

Claus Leggewie, *Die Globalisierung und ihre Gegner*, C. H. Beck, München 2003, 206 S.;

Roland Robertson, Kathleen E. White (Hrsg.), *Globalization: Critical Concepts in Sociology*, Routledge, London 2003, 6 Bände, ca. 2.700 S.;

Bernd Senf, *Die blinden Flecken der Ökonomie: Wirtschaftstheorien in der Krise*, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2002, 304 S.;

George Soros, *Der Globalisierungs-Report*, Alexander Fest, Berlin 2002, 201 S.;

Joseph Stiglitz, *Die Schatten der Globalisierung*, Siedler, Berlin 2002, 304 S.

Im Folgenden sollen einige neuere Beiträge zur Globalisierungsdiskussion vorgestellt werden.

Leggewies Buch richtet sich an das allgemein interessierte Publikum. Seine Perspektive ist moderat reformistisch, es gelte, nicht Sand ins Getriebe zu streuen, sondern alternative Pfade der Globalisierung zu erkunden, auch da selbst strengste Kritiker der Weltgesellschaft ihr etwa durch den Gebrauch des Internet unverbrüchlich angehörten. Als ihre Charakteristika gelten ihm die auch fast der soziologischen Mehrheitsmeinung entsprechenden Eigenschaften der Entgrenzung (Infragestellung des Nationalstaates als oberster Analyseinheit), Glokalisierung (Zusammenspiel lokaler und globaler Faktoren) und Hybridität (kulturelle Misch- und Zwittergebilde). Zwar thematisiert der Verfasser, der insgesamt einen eher assoziativ-feuilletonistischen Schreibstil pflegt, auch die Nachteile dieser Entwicklungen (z. B. Armut und ungleiche Verteilung), dennoch hebt er nachhaltig die Vorteile des entstehenden weltweiten Kommunikationsraumes mit neuen Freiheits- und Gleichheitsgewinnen hervor.

Deskriptiv zutreffend ist seine Typologisierung der Globalisierungskritiker (Protektionisten, Kritik der Straße, Insiderkritiker, Linksintellektuelle, Religiöse, Kritiker von rechts). Lose verbunden werden Namen, Organisationen und ihre Grundgedanken, einschließlich wesentlicher NGOs und Debatten, z. B. um die WTO, abgehandelt. Eine andere Globalisierung scheint dem Verfasser möglich, allerdings werde diese weder durch eine Autoevolution noch eine antikapitalistische Revolution befördert, wichtig sei vielmehr die Zustimmung der diversen Eliten zu einer planetarischen, vage als offene Gesellschaft bezeichneten Zukunft. So vermisst man zu guter Letzt neben der elementaren Einführung etwas das Herausreten des Autors aus dem Fluss der Sätze und Gedanken und die andeutungsweise Formulierung konzeptueller und umsetzbarer Verbesserungsvorschläge.

Auch der omnipräsente Vielschreiber U. Beck legt einen weiteren Beitrag zur Globalisierungsdebatte vor. Mit furioser Geste wird gleich auf der ersten Seite das Aufkommen des Rechtspopulismus als Reaktion auf das Fehlen jeglicher po-

litischen Perspektive angesichts einer entgrenzten Welt gedeutet. Wer angesichts einer Reproduktionsrate von 1,3% behaupte, die Rente sei sicher, verhöhne die Menschen. „Wir Europäer tun so, als gäbe es nach wie vor Deutschland, Frankreich ... Aber es gibt sie längst nicht mehr, weil die abgeschlossenen national-staatlichen Machtbehälter und gegeneinander sich abgrenzende Gesellschaftseinheiten spätestens mit der Einführung des Euro irreal wurden“ (S. 7). Beck pflegt zu Beginn des Buches eine Art alarmistischen Soziopop (Soziologenpopulismus). Seine Irrealitätsthese erscheint deutlich übertrieben. Er unterstellt einer dummen Öffentlichkeit, den tumben Politikern und den „Nationalsoziologen“ (S. 59), die Zeichen der globalen Zeit nicht zu erkennen und weiterhin im Nationaljargon zu denken und zu handeln. Der Leser fragt sich, ob hier nicht eine Strohfrau aufgebaut wird.

Beck fordert, dass an die Stelle des Beschwörens alter Sicherheiten eine transnationale Weltinnenpolitik im Rahmen eines Meta-Machtspiels treten müsse. Beck würfelt bunt aus der Diskussion bekannte Mosaiksteine zur Beschreibung des völlig Neuen zusammen: zunehmende Verflechtungen, Netzwerke, Kosmopolitismus, weltweit operierendes Kapital, Doppelpässe, Dauermobilität. Natürlich kommt auch seine Risikoschiene (Klimawechsel usw.) zum Zuge, ferner das mit dem Logo „neue kritische Theorie“ ausgestaffte Anliegen, dass sozialer und ökonomischer Gerechtigkeit auch gegen die Gesetze des Weltmarktes zum Durchbruch zu verhelfen sei (S. 54ff.). Die drei Organisationen im neuen Metaspiel, Staaten, weltwirtschaftliche Akteure und die globale Zivilgesellschaft, sind eher Altbekannte. Beck türmt in den folgenden Hunderten von Seiten alle möglichen Namen und Begriffe auf: Polanyi, das Damespiel (die nationale Dame-Spielordnung, S. 41), Plessner usw.

Eine klare Beschreibung der zweiten großen Transformation bleibt aus, statt dessen werden unzählige Fragen aneinander gereiht, alles als sehr komplex und zunächst undurchsichtig entschlüsselt, um dennoch neben mehr oder weniger spaßigen Begriffseinfällen (Terroristennetzwerke als Gewalt-NGOs, S. 33) und philosophische Tiefe vortäuschenden Sentenzen (die Spieler sind nicht, sie werden zu Spielern gemacht, S. 38) mit apodiktischen Ausreißern zu überraschen: „Die Konsumgesellschaft ist die real existierende Weltgesellschaft“ (S. 28), die Zivilgesellschaft „ergreift die Macht“ (S. 30). Bei der Deskription verliert sich der Autor in altbekannte Allgemeinheiten („Die Meta-Macht der Weltwirtschaft gegenüber den Nationalstaaten beruht auf der Exit-Option“, S. 99) oder Nichtssagendem (die Nationalstaaten verlieren alte und gewinnen neue Bedeutungen, S. 184). Normativ belässt er es bei einem Sowohl-als-auch: Der grenzenlose Kapitalismus ist beides, „chronisch steuerflüchtig und eine Schule des Kosmopolitismus“ (S. 111).

Der Autor assoziiert recht frei vor sich hin, selbst ein eventuell essayistisch gedachter Beitrag erfordert aber einen gewissen roten Faden. Empirie und die gesellschaftlichen Diskussionen, etwa um das Problem der Steuerflucht, tangieren Beck nicht. Die unendliche Leichtigkeit des Schreibens greift auch auf die wenigen, meist am Anfang von Abschnitten schnell erledigten Literaturverweise über: J. Stiglitz wird mal richtig (S. 185), zumeist und im Literaturverzeichnis aber falsch geschrieben (Stieglitz). Halbwegs interessant sind erstaunlicherweise seine Ausführungen zu den weltwirtschaftlichen Kapitalstrategien (S. 193ff.). Ansonsten fin-

det sich wenig Erhellendes, vor allem keine interessante Idee oder Interpretation. Auch scheint es zwischen Nationalstaat und der Weltebene für Beck keine intermediäre Ebene von Regionalzusammenschlüssen wie der EU (siehe aber die Kurzbemerkungen auf den S. 39 und 156) zu geben.

Becks Buch ist daher nur auf einer Metaebene interessant. Es belegt, dass die Globalisierung (auch) Menschen (die über sie nachdenken) überfordern und desorientieren kann. Wer als Weltsoziologie ständig unterwegs ist, z. B. um wichtige Menschen rund um den Globus zu treffen (S. 17-18) und alles erklären will, dem setzt der geringe Sauerstoffgehalt über den Wolken zu. Hektik, Übertreibungen, Orientierungs- und offenkundige analytische Ratlosigkeit scheinen ein Nebenprodukt der Globalisierung zu sein, das ihre viel gepriesene Reflexivität einholt. Bei Leggewie, der selbst ständig unterwegs ist, findet sich der nette Satz, es „stehen der Virtualisierung des Raums und der Synchronisierung der Zeiterfahrung die elementare Körperlichkeit des Menschen und eine ganze Reihe von Globalisierungspathologien entgegen“ (2003, S. 36). Bedarf der Mensch vielleicht des Schutzes vor den Kräften der Globalisierung, etwa in Form einer bewussten Entschleunigung (Abschalten des Handy, max. zwei Interkontinentalflüge und Sonderforschungsprojekte im Jahr usw.)? Beim Versuch, den Beschleunigungen der Globalisierung durch den eigenen Lebensstil Paroli zu bieten, können wohl auch Wissenschaftler wie Beck und Leggewie nur verlieren, indem sie sich selbst durch den ansonsten von ihnen so schön beschriebenen akzelerierenden *ratrace* bis an den Rand der Erschöpfung treiben lassen, eine Tendenz, die schon Goethe 1825 als *veloziferisch* (*Velocitas* = die Eile, *Luzifer* = der Teufel) kennzeichnete (siehe hierzu das jüngst im Insel-Verlag erschienene Buch *Alles veloziferisch oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit*).

Bietet sich in der angelsächsischen soziologischen Literatur zur Globalisierung ein positiveres Bild? Robertson und White beeindrucken mit einem sechsbändigen *Reader* mit 125 zumeist bereits publizierten Aufsätzen jüngerer Datums, die fast alle erdenklichen Themengebiete erschließen: allgemeine Ansätze, internationale Beziehungen, die Nationalstaaten, die Zivilgesellschaft, Kultur und Identität, Sprache, Sport, *Gender*, Religion, Gesundheit und Natur. Um es vorwegzunehmen: Das auf mehr als 2.500 Seiten Zusammengetragene enttäuscht doch ein wenig. Oft sind die genaueren Fragestellungen nicht leicht erkennbar, es wird sehr assoziativ und abstrakt argumentiert, und oft fehlt es einfach an kreativen Ideen oder Einsichten. An ihre Stelle tritt ein Sich-Abarbeiten an bekannten Konzepten von Beck, Giddens oder anderen, eingebettet in ein dichtes Netz von Sprachspielen mit recht abstrakten Begriffen (Akteure, Netzwerke, Strukturen usw.). Etwas befremdlich wirkt auch, dass Robertson selbst recht häufig zu Wort kommt und sich sehr viele Beiträge nachdrücklich auf den Herausgeber beziehen, sodass man fast vermutet, diese Tatsache sei ein Auswahlkriterium gewesen.

Gewisse Leitüberlegungen treten in vielen Beiträgen auf: Die soziologischen Klassiker dachten im zu überwindenden Nationalstaatskonzept, die Dimensionen des Kulturellen, Sozialen, Politischen und Kulturellen sind relativ selbstständig, die Herausbildung einer unifizierten Weltkultur oder ähnlichem ist sehr fraglich, die Interrelationen nehmen aber überall zu, ein globales Bewusstsein formt sich, die Zeit-Raum-Kompression schreitet voran, usw. „To sum up, globalization can

be defined simply as the widening, deepening and speeding up of processes of world-wide connectivity" (Nr. 14, McGrew, S. 331).

Natürlich bleibt genügend Raum für Divergenzen. Im erfrischend klar geschriebenen Beitrag (Nr. 6) von Beyer werden vier Ansätze unterschieden: 1.) I. Wallersteins Weltssystemansatz, nach dem sich seit dem 16. Jahrhundert ein weltweites ökonomisches Zentrum, eine Semiperipherie und eine Peripherie herausbildeten, eine marxistisch inspirierte Variante der Dependenzthese, die den Rezensenten nicht zu überzeugen vermag, die aber in der Diskussion um die Globalisierung eine gewisse Rolle spielt. 2.) Der Ansatz J. Meyers mit der These eines funktional von der Ökonomie unabhängigen Weltpolitiksystems. Nach Meyer orientiert sich Politik heute anhand eines Systems weltweit (zumindest implizit) anerkannter Normen (Menschenrechte, ökonomischer Fortschritt usw.).

3.) Der Ansatz R. Robertsons, der im Unterschied zu Meyer verschiedene *images* der (nationalen) Selbstverortung annimmt, die zwischen den zwei Polen der Gemeinschaft (abgrenzende Schließung oder die Gemeinschaft des *global village*) oder der Gesellschaft (offene Nationalgesellschaften mit Eigeninteressen oder die zu schaffende Weltpolitikordnung) aufgespannt sind.

Da es kein einheitliches weltweites Identifikationsbild gäbe, müssten Länder oder Regionen im Bewusstsein des globalen Zusammenhangs jeweils eigene Deutungsbilder entwickeln. Eine basale Relativierung aller Überzeugungen und Selbstdeutungen komme ferner zustande, weil in den Referenzsystemen erstens nationaler Gesellschaften vs. dem globalen System der Gesellschaften und zweitens der Ebene des Individuums vs. derjenigen, die er als *mankind* umschreibt, gedacht werden kann. Alle vier Ebenen relativieren sich wechselseitig. Die zunehmend als eine empfundene soziale Welt führt somit nicht zur Uniformierung, sondern zur konfliktuellen Pluralisierung möglicher Weltbezüge. 4.) N. Luhmanns Ansatz mit der Ablösung der stratifizierten durch die funktionelle Differenzierung, der Übergang des normativen auf den kognitiven Typus usw. Der Autor vergleicht die Ansätze und stellt ihre Stärken und Schwächen heraus.

In vielen Beiträgen schwingt die Ablehnung des „alarmist view of the threat of global cultural homogenization“ (Nr. 8, Hannerz, S. 227), etwa in Form der Thesen der Amerikanisierung oder Kommodifizierung, stark mit, was mit Robertsons eigenem Blickwinkel zu tun haben mag. Es handele sich vielmehr um „a complex, overlapping, disjunctive order“ (Nr. 10, Appadurai, S. 252). Gerne gebraucht wird in diesem Zusammenhang der Begriff der Hybridisierung und Kreolisierung (Nr. 11, Pieterse), oft kombiniert mit Thesen der Postmoderne (Lyotard: Verlust der Metadeutungen). Im Unterschied zu globalisierungsskeptischen Vermutungen einer imperialistischen Überformung durch eine *corporate culture* (N. Klein) wird hier etwas Entwarnung gegeben, die Welt strebt, wenn schon, dann eher auf ein munteres global-urbanes interkulturelles Festival hin. Selbst McDonald's unterliege lokaler Bedeutungsunterschiede (Nr. 69, Bd. 4, Watson, s. a. Nr. 70, Buell).

In der Minderheit befindet sich in der Soziologie insgesamt und nicht nur in diesem Band, eine Position, die besagt, dass „contemporary globalization ... combine[s] the overpowering and unprecedented hegemony of the USA and the Washington Consensus with the classical effects of laissez-faire capitalism writ large: homogenizing westernization, social and cultural destruction, global exploitation and Darwinism“ (Nr. 33, Patomäki, S. 293; die Beiträge 67 und 68 in Bd. 4 von

Tomlinson über Kulturimperialismus gehen ebenfalls in diese Richtung). Abgelehnt wird ebenso weitgehend Baudrillards These der obszönen Kultur. Sie beinhaltet: „The close up universe of the television screen, newspaper, and magazine has abolished the prospects for critical reflection, as subjects are reduced to terminals of a bland, fast moving culture. The global village replaces a hierarchical national culture with one that is depthless, kitsch, and placeless“ (Nr. 46, Stevenson, S. 175).

Band zwei über Nationalstaaten und Internationales lässt sich wenig Neues entnehmen, die Nationalstaaten verlören an Bedeutung, aber Gegentendenzen gebe es eben auch. Interessant sind die Fallstudien zur Internationalisierung des Verbrechens am Beispiel Macaus (Nr. 22, Linter) und zur staatlichen Monopolisierung der legitimen Mittel der Bewegung (Personalausweis, Grenzkontrollen usw., Nr. 23, Torpey). Der Ökonom J. Sachs beschreibt kurz und bündig das Globalisierungsphänomen (Nr. 29), Rodrik (Nr. 30) weist auf das Problem der inter-sozietaalen Desintegrationseffekte hin. Patomäki (Nr. 33) diskutiert die Tobin-Steuer. Sein Beitrag belegt ein gewisses allgemeines Manko vieler Beiträge: Er diskutiert nicht die wirklichen (Detail)Probleme ihrer Implementierung und ignoriert souverän die Fachliteratur, bringt es aber statt dessen fertig, die Steuer auf einer Seite mit Zitaten von Horkheimer, Bhaskar, Castells, Derrida, Weber und Giddens in Verbindung zu bringen (S. 296-297).

Interessant ist die Grundidee von Boden in Band drei (Nr. 41), dass trotz aller Virtualisierung der Handel in den Finanzzentren wesentlich durch ortsgebundene *face-to-face*-Interaktionen bestimmt wird. Leider wird diese auch in der ökonomischen Literatur (*behavioral finance*) anzutreffende Vermutung nicht mit interessanten Beobachtungen oder Überlegungen ausgefüllt. Phänomenologisch ganz aufschlussreich sind Stevensons (Nr. 46) Überlegungen zum Entstehen einer globalen kosmopolitischen Kultur und eines übergreifenden Konzepts von *citizenship*. In einigen Beiträgen wird die Herausbildung einer globalen Zivilgesellschaft, ablesbar etwa an transnationalen (I)NGOs, beschrieben, empirisch erfasst und mit Hoffnungen verknüpft. „Our analysis depicts INGOs as embodiments of universalism, individualism, rational voluntaristic authority, progress, and world citizenship“ (Nr. 64, Boli und Thomas, S. 32).

Beachtenswert ist der Beitrag von Dean (Nr. 52), der neben dem freundschaftlichen und kommunikativen (Habermas) Salon der Öffentlichkeit den Cybersalon (Internetchat usw.) und seine Eigenschaften abhebt, in dem Konversationen u. a. nicht mehr auf Authentizität, Wahrheit und Konsens ausgerichtet sind.

In Band fünf fällt der Beitrag von Merquior (Nr. 84) auf, der unterschiedliche kulturelle Selbstbilder Lateinamerikas entfaltet. Beyer (Nr. 85) versucht zu belegen, dass Globalisierung nicht zwangsläufig auf Religion als Privatangelegenheit hinausläuft, sondern auch fruchtbaren Boden für ihren erneuten öffentlichen Einfluss bietet. Casanova (Nr. 87) zeichnet den Weg der katholischen Kirche als einer der ersten Organisationen nach, die heute eine wirklich transnationale globale Identität besitzt.

Angesichts der eher zunehmenden globalen Umweltgefährdungen enttäuscht der Teil über Natur. Gut gemeinte kritische Bemerkungen geraten eher platt (s. etwa Nr. 90 von Marshall über die behauptete zwangsläufige Verbindung zwischen allgemeiner Deregulierung und Kostenexternalisierungen, S. 170). Der in

mehreren Beiträgen behauptete Zusammenhang von Kulturkonzepten und Naturwahrnehmung führt in dieser Allgemeinheit kaum weiter. Deskriptiv sehr aufschlussreich sind in Band sechs Swaans (Nr. 103) Ausführungen zu den Sprachen dieser Welt und ihrer Entwicklung, ebenso die Ausführungen von Taylor (Nr. 115) zur Hybridisierung der Musikstile und Lochers (Nr. 116) Beitrag zur Küchenkultur. Der Teil über Sport bleibt eher blass.

Die letzten vier Beiträge der Sammlung gelten der Antiglobalisierungsbewegung. Als gerade zu gemein empfand es der Rezensent, hier mit einem schwachen Beitrag von Wallerstein (Nr. 121) aus dem Jahr 1983 einzusetzen, in dem dieser vom steten Anschwellen der antisystemischen Kräfte schwadroniert und anhand der Theorie dissipativer Strukturen von Prigogine behauptet, die große wissenschaftlich-metaphysisch-ideologische Übergangsphase sei eingeleitet. Abgesehen davon, dass diese Theorie, wenn überhaupt, dann im Lager der spontanen Ordnungstheoretiker vereinnahmt wurde, entbehren Wallersteins Gedankenverbindungen jeglicher Grundlage. Venter und Swart (Nr. 123) präsentieren eine nicht besonders aufschlussreiche Periodisierung von NGOs, wobei ihre Hauptreferenzquelle originellerweise der *Canadische Security Intelligence Service* ist. Es folgt Ritzer (Nr. 124) mit einer kurzen Exposition seiner Unifizierungs- bzw. McDonaldisierungsthese. Den Abschluss bildet Falks (Nr. 125) ansprechender Artikel über die monotheistischen Religionen im Zeitalter der Globalisierung. Man mag sich allerdings fragen, warum der Beitrag nicht im Religionsteil Unterschlupf fand. Falk stellt auf sehr eindrückliche Weise die ambivalente Rolle der Religionen, einschließlich des Islam, als Mitverursacher der Moderne, aber auch als Resistenzbastion gegen sie dar. Er betont schließlich die potenzielle konstruktive Rolle der Religionen im kulturübergreifenden Dialog für eine globale Ethik und eine internationale Zivilgesellschaft. So sehr dem Rezensenten dieser Ausklang persönlich zusagt, so muss doch festgehalten werden, dass die besseren Texte der eigentlichen Globalisierungsgegner hier nicht zu Worte kamen.

Einen dogmenhistorischen Beitrag zur Globalisierungsdebatte bietet Bernd Senf, Professor an der Fachhochschule für Wirtschaft in Berlin. Der in die Tiefe und auf Details bedachte Dogmenhistoriker kann leicht an vielem mäkeln, anzuerkennen bleibt, dass es sich um die erste deutschsprachige kritische Dogmengeschichte seit Jahrzehnten handelt. Der Autor sieht die Ökonomie als neue Weltreligion, alles sei dem Markt untertan, laute ihr Credo, ein realökonomischer Trend, den die Wirtschaftswissenschaft legitimiere. „Waren es früher Armeen, mit denen andere Länder und Kontinente erobert und unterworfen wurden, so sind es inzwischen Unternehmen und Konzerne, die weltweit neue Märkte erobern [und Volkswirte,] die das Kreuz von Angebot und Nachfrage in die Welt tragen“ (S. 7 und 141).

Der Autor stellt Quesnay, Smith, Marx, die frühe Neoklassik (Menger, Jevons, Walras), den Freigeldtheoretiker Gesell, dessen Ansatz er sehr nahe steht, Keynes, Friedman und schließlich eine Auswahl kritischer Bücher zu den Gefahren der Globalisierung vor, mit deren Autoren (z. B. Forrester) er vielleicht etwas zu milde umgeht. Aufgelockert wird das Buch durch zahlreiche Abbildungen, die teils neckisch und teils erhellend wirken. Senf deutet (die Neoklassik als Antwort auf Marx, Friedman als Konterrevolutionär gegen Keynes, usw.) und kritisiert die Ansätze der ‚Marktapologeten‘, die den Marktmechanismus in einer Nirwanawelt

verklären, realökonomische Herrschaftsstrukturen und z. B. die Zerstörung von Subsistenzwirtschaften ausblenden und die bestehende Gesellschaftsstruktur als naturgegeben oder als die beste denkbare und zum Wohle aller bestehende ausgeben. Bei allen diskutierten Theoretikern werden blinde Flecken hervorgehoben, beim vom Verfasser sympathisierend und breit vorgestellten Marx'schen Ansatz wird plausibel auf ökologische, feministische, monetäre und massenpsychologische Schwachstellen hingewiesen.

Theoretisch interessant sind schließlich seine an Gesell orientierten Überlegungen zum monetären Teufelskreis (S. 168ff.): Mit Zinseszins vermehrten Geldvermögen stehe eine gleich hohe Verschuldung gegenüber, die auf stets erweiterter Stufenleiter nur bei exponentiell steigendem Wirtschaftswachstum beglichen werden könne. Aus dem Josephs-Pfennig zu Jesu Geburt ergäben sich ohne brachiale Unterbrecher wie Kriege bei 5-%iger Verzinsung heute 134 Mrd. Goldkugeln vom Gewicht der Erde. Selbst wenn die Rechnung nicht ganz stimmen sollte und er in dem diesbezüglichen kurzen Abschnitt den Beweis eines zwangsläufigen Zusammenbruchs nicht erbracht haben mag, hat er doch zumindest den Rezensenten zu kritischem Nachdenken angeregt. Sollte die globalisierungskritische Bewegung daher auf der Suche nach einer kleinen Dogmengeschichte in ihrem Sinne sein, so läge das Buch von Senf trotz der Gesell'schen Tönung nahe.

Mit Stiglitz und Soros betreten zwei Personen die Autorenbühne, die mit der von ihnen kritisierten Globalisierung auf Augenhöhe sind. Es ist schon erstaunlich, dass ernst zu nehmende Kritik am Globalisierungsverlauf nicht aus der soziologischen Literatur stammt, sondern von Ökonomen und zentralen Akteuren im Globalisierungsprozess, die auf persönliche Erfahrungen zurückgreifen können.

Der hier nicht näher vorzustellende G. Soros legt in seinem neuen Buch einen Reformvorschlag zum internationalen Finanzsystem vor, um es stabiler und gerechter zu machen. Er versteht unter Globalisierung, was zugleich eine Deutung enthält, „den freien Kapitalverkehr und die wachsende Dominierung der Volkswirtschaft durch globale Finanzmärkte und multinationale Unternehmen“ (S. 7) und deren wachsenden Einfluss auf einzelne Volkswirtschaften in den letzten 25 Jahren. Als *major player* in einem Segment der Finanzmärkte teilt Soros somit die Bedenken der Globalisierungskritiker auf der Straße hinsichtlich des Sich-entziehens des mobilen Kapitals vor der Steuerpflicht. Er sieht ein Ungleichgewicht zwischen der Globalisierung der Wirtschaft einerseits und der Institutionalisierung politischer Einrichtungen und Vereinbarungen andererseits. Soros beschreibt kurz und unprätentiös die Schwächen der internationalen politischen und ökonomischen Koordinationsinstanzen (VN, IWF, Weltbank, WHO, IAO) hinsichtlich begrenzter finanzieller Mittel, Aufgabenstellungsasymmetrien und ungerechter Abstimmungsmodi.

Er kritisiert die „Marktfundamentalisten“, die die Allokation der Ressourcen weitestgehend dem Marktmechanismus überlassen wollen, aber hierbei die Schattenseiten übersehen (sich verbreiternde Schere zwischen Arm und Reich, Notwendigkeit eines sozialen Netzes, Ungleichgewicht zwischen öffentlichen und privaten Gütern, strukturelle Instabilität der Finanzmärkte, Standards für Gesundheit und Arbeit, Lebensmittelsicherheit usw.). Auch die Politik der US-Regierungen (siehe auch seinen längeren Exkurs zu 9/11, S. 147-176) wird ausgiebig kri-

tisiert (bspw. die Ratifizierung von nur 13 von 182 Konventionen der IAO).

Soros' Vorschlag im zweiten Kapitel, das Erfahrungen seines *Open Society Fund* einbezieht, beruht auf einem massiven Ressourcentransfer, der auch die Schwächen traditioneller Entwicklungshilfe (S. 32-35) beheben soll. Über Auslandshilfe soll die freiwillige Einhaltung internationaler Standards in den genannten Bereichen, einschließlich Rechtssicherheit, erreicht werden, es sollen positive Anreize an die Stelle von Sanktionen treten. Er diskutiert kurz die Tobin-Steuer, die er zwar selbst nicht favorisiert, aber die auch bei Derivaten erhoben werden könne. Im Unterschied zu Tobin solle sie erstrangig den unfairen Vorrang des Finanzkapitals gegenüber anderen Steuerquellen beheben (S. 75-77). Soros schlägt die Ausgabe von Sonderziehungsrechten (SZR, siehe S. 78-79), zunächst in Höhe von rund 27 Mrd. Dollar, vor. Eine solche Erhöhung ist vom IWF bereits 1997 geplant worden, allerdings von den USA nicht ratifiziert worden, und sie war nicht prinzipiell als Spende gedacht. Trittbrettfahrerverhalten sei ausgeschlossen, da die Ausgabe der SZR auf Quotenbasis nach wirtschaftlicher Stärke der Mitgliedsländer erfolgt und ihre permanente Ausgabe (auch als Spenden) bereits im Übereinkommen des IWF vorgesehen ist.

Wichtig ist ihm aber auch eine veränderte Vergabepaxis. Ein zu gründender internationaler Ausschuss unter Schirmherrschaft des IWF, aber von ihm unabhängig, besetzt mit herausragenden Persönlichkeiten, sollte über die in Frage kommenden Programme und Prioritäten (Gesundheit, Bildung, Vergabe von Kleinkrediten usw.) für Spenden entscheiden, deren konkrete Auswahl den Geberländern zu überlassen sei. Weder könnten dann die Geberländer ihre Interessen in den Vordergrund rücken, noch müssten die Regierungen der Nehmerländer als Clearingstelle (mit den üblichen Sickerverlusten) dienen.

Es folgt ein kurzes Kapitel mit marginalen Vorschlägen zur Reform der Weltbank. Im vierten Kapitel wiederholt Soros seine Kritik an den Annahmen rationaler Erwartungen und effizienter Märkte, die letztlich von den Fundamentaldaten bestimmt und zum Gleichgewicht tendieren würden. Ähnlich Stiglitz hebt er demgegenüber den reflexiven Charakter der Finanzmärkte als Besonderheit dieser Märkte hervor, da auf ihnen die Vorurteile wesentlich das Ergebnis mitbestimmen und deren hohe Volatilität bedingen. Da Meinungen und Erwartungen sich schnell ändern können, seien Finanzmärkte hochgradig instabil, sowohl, was den Kapitalzufluss in die Peripherien der Weltökonomie, als auch, was ihre momentan vorherrschende Kapitalknappheit betrifft. Es gibt keine internationale Institution, die – ähnlich der national- oder regionalpolitisch feinadjustierenden Geldpolitik – hier lenkend eingreifen würde. Da Finanzmärkte nicht zum Gleichgewicht tendieren, bedürfe es aber der sichtbaren Hand, um zu verhindern, dass sie aus dem Ruder laufen.

Die Politik des IWF sei eher kontraproduktiv, da prozyklisch. Er schlägt aber nur einige kleinere Reformen vor, wohl wissend, dass es keine Wunderlösungen gibt, da alle denkbaren Währungssysteme unvermeidliche Schwächen besäßen. Zur Zeit gehe es im Wesentlichen darum, Anreize für den Kapitalfluss in aufstrebende Märkte zu verstärken (wir lassen offen, ob dies tatsächlich seit Mitte des Jahres 2003 noch ein Problem darstellt). Zu den praktischen Vorschlägen zählt, dass die Rediskontierungsstellen der *Federal Reserve* und u. a. der EZB Schatzwechsel oder längerfristige Schuldverschreibungen ausgewählter Staaten akzeptieren,

oder sich auf Offenmarktgeschäfte einlassen (S. 135-136).

Soros hat sich viel Mühe gegeben und das Buch mit Hunderten bedeutender und interessanter Menschen diskutiert. Seinem Vorschlag eines dauerhaften Marshallplans über SZR kann jeder nicht marktfundamentalistisch Gesinnte wohl guten Gewissens zustimmen. Der von ihm vertretene Verteilungsmodus thematisiert tatsächliche Schwachstellen der heutigen Vergabep Praxis. Allerdings steht sein Vorschlag nur in einem begrenzten Zusammenhang mit der im ersten Kapitel begründeten fundamentalen Asymmetrie der Weltökonomie und fehlender politischer Begleitinstitutionen, eventuell ist er auch nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Seine zurückhaltenden Vorschläge zur Reform des IWF kontrastieren mit der behaupteten strukturellen Instabilität der Finanzmärkte, die doch etwas stärkere Maßnahmen wie Kapitalverkehrskontrollen oder den Vorschlag von Bandbreiten bei den Wechselkursen hätten erwarten lassen. Vielleicht schreckt dies aber zwangsläufig selbst den aufgeklärtesten Spekulanten. Soros Buch eignet sich aber neben seinem Vorschlag auch als generelle, leicht verständliche Einführung in die Problematik der Bedeutung globaler Finanzmärkte und multinationalen Unternehmen.

Nobelpreisträger Stiglitz kennt die von ihm kritisierte ökonomische Theorie des *mainstream*, ferner war er Mitglied des Sachverständigenrates von Präsident Clinton und schließlich vor der Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit Chefvolkswirt der Weltbank. Sein Buch bestätigt die Globalisierung insofern, als es im Jahr 2002 selbst an abgelegeneren Orten dieser Welt unübersehbar war. Im Vorwort beschreibt er seinen Lebensweg sowie die zentralen Thesen seines als Erfahrungsbericht konzipierten Buches.

Seine Kernthese lautet, dass es „bei der Konzipierung von Politik, insbesondere beim internationalen Währungsfonds, weder auf ökonomische noch auf politische Rationalität ankommt. Entscheidungen wurden auf der Grundlage einer sonderbaren Mixtur aus Ideologie und schlechter Ökonomie gefasst, eines Dogmas, das manchmal nur hauchdünn eigene Interessen zu verschleiern schien. Wenn Krisen auftraten, verordnete der IWF überholte, ungeeignete „Standardlösungen“, ohne sich um die Auswirkungen auf die Menschen in den Ländern zu scheren, die diese Vorgaben umsetzen sollten. Nirgends sah ich Prognosen darüber, wie sich die IWF-Programme auf die Armut auswirken würden. Nirgends entdeckte ich fundierte Diskussionen und Analysen der Folgen alternativer Politikansätze. Es gab ein einziges Rezept. Alternative Meinungen waren unerwünscht. Es gab kein Forum für offene, freie Diskussionen, ja, sie wurde sogar unterbunden. Ideologische Erwägungen bestimmten die wirtschaftspolitischen Auflagen, und von den um Beistand ersuchenden Ländern erwartete man, dass sie die Vorgaben des IWF ohne Diskussion umsetzen“ (S. 12).

Das Zitat fasst die Analyse Stiglitz', die im Folgenden anhand vieler Beispiele und weltökonomisch bedeutsamer Ereignisse und Vorgänge exemplifiziert wird, konzise zusammen. Sie stimmt weitgehend mit der Kritik der Globalisierungsgegner überein und ist insofern etwas Besonderes, als man Stiglitz im Unterschied zu den meisten sonstigen Kritikern nicht vorwerfen kann, er habe von Wirtschaftstheorie keine Ahnung oder er verstehe die Entscheidungsmechanismen der genannten Institutionen nicht. Seine Aussage, die im IWF angewandte „Theorie“ beruhe auf Ideologie, simplifiziert verfälschter Ökonomie, Interessenpolitik

(siehe S. 202-203) und schlichter Borniertheit, ist alles andere als selbstverständlich. Empfehlungen, über die kein breiter Konsens bestünde, würden als gängige Lehrmeinung ausgegeben (S. 253), was abrupte Meinungswechsel in Einzelfragen wie der Dollarbindung Argentiniens nicht ausschließt (S. 274). Wer eine solch kritische Meinung gegenüber dem IWF heute an deutschen wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten vertritt, wird zumeist schnell für inkompetent gehalten.

Ein interessanter Aspekt des ersten Kapitels besteht im Ausweis der ursprünglichen Aufgabenzuweisung des IWF, dessen Einrichtung auf der Einsicht basierte, dass die Marktkräfte selbst nicht ausreichend regulieren und es daher öffentlicher Institutionen wie dem IWF zwecks kollektivem Handeln auf globaler Ebene bedürfe, von dem ursprünglich auch das Gegenteil einer neoliberalen Agenda vertreten wurde. Stiglitz kritisiert, dass die Finanzierung des IWF durch die Steuerzahler der ganzen Welt erfolgt, er ihnen aber nicht rechenschaftspflichtig sei, sondern nur von den Finanzministern und Zentralbankpräsidenten überwacht werde. So erfolge eine globale Politikgestaltung durch IWF, Weltbank, WHO usw. ohne eine globale Regierung nur durch die Kontrolle der entsprechenden Minister der Länder, „die eng mit bestimmten Finanz- und Handelsinteressen verquickt sind“ (S. 36).

Im zweiten Kapitel beschreibt Stiglitz seine Erfahrungen des Umgangs des Fonds mit Äthiopien, Ereignisse, die der Nichtfachmann kaum wahrgenommen haben dürfte, was auch mit dessen „Geheimniskrämerei“ (S. 68) zusammenhängen dürfte. Stiglitz schätzt die durch kein Detailwissen des Landes getrübe, aber in Form eines neuen Kolonialherrschers vorgetragene, erzwungene und überstürzte Liberalisierung des äthiopischen Finanzmarktes und die Regel, die Ausgaben auf das Steueraufkommen zu begrenzen, als katastrophal ein. „Der Standpunkt des IWF war von einer ideologischen Anschauung – der reinen marktwirtschaftlichen Lehre – geprägt, die die besondere Lage und die akuten Probleme des Landes weitgehend oder völlig außer Betracht ließ“ (S. 51). Außer dem *Washington Consensus*, d. h. Liberalisierung, Marktöffnung und öffentliche Sparpolitik, drastische Inflationsbekämpfung sowie im Falle von Krisen drastische Zinserhöhungen, sei dem Fonds, der anscheinend in erster Linie eine Politik im Interesse der privaten Gläubiger betreibe (S. 241), nicht viel eingefallen. „Wenn man einem Papagei den Spruch „fiskalische Austerität, Privatisierung und Marktöffnung“ beigebracht hätte, dann hätte man in den achtziger und neunziger Jahren auf den Rat des IWF verzichten können“ (S. 70).

Ein zentraler Denkfehler bestehe in der Annahme eines spontanen Ordnungstheorems, demgemäß sich in kürzester Zeit Märkte für jedes Bedürfnis herausbilden. Oft sei aber der Staat vonnöten, da Märkte aus strukturellen Gründen (z. B. wegen der von Stiglitz theoretisch analysierten Informationsasymmetrien) viele Dienstleistungen nicht, zu wenig oder erst nach sehr langen Zeitfristen erbringen. Ferner moniert er, dass häufig Privatisierungen durchgezogen wurden, ohne auf die nötigen wettbewerbs- und aufsichtsrechtlichen Probleme und die erforderlichen Rechtsstrukturen und Marktinstitutionen zu achten, was zu privaten Hypermonopolen korrupter ehemaliger Staatsfunktionäre wie in Russland führte (Kapitel fünf behandelt eingehend die Frage, wer Russland „zugrunde richtete“).

Ausgeblendet werden auch die Folgen massiver Arbeitslosigkeit durch Han-

delsliberalisierung, was ohne Erwerbslosenversicherungen katastrophale Folgen zeitigen kann, da oft keine produktiven Arbeitsplätze nachwachsen. Die erfolgreichen ostasiatischen Länder, deren Krise in Kapitel vier rekapituliert wird (für Stiglitz war die dortige Liberalisierung des Kapitalverkehrs „*der wichtigste Einzelfaktor, der zu der Krise führte!*“, S. 119), hätten vorexerziert, dass eine langsame und geordnete Außenöffnung zum Erfolg führt und schließlich auch die entwickelten Industrieländer erst spät, in den 1970er Jahren, ihre Kapitalverkehrskontrollen definitiv abschafften. „Die Liberalisierung des Kapitalmarktes liefert die Entwicklungsländer auf Gedeih und Verderb den rationalen und irrationalen Lauen der Investoren aus, ihrem irrationalen Überschwang und Pessimismus. Keynes war sich dieser oftmals scheinbar irrationalen Stimmungsumschwünge wohl bewusst“ (S. 121).

Besonders sich entwickelnde Länder sind außerordentlich anfällig für und durch spekulative Finanzströme in Form kurzfristiger Kredite und Kontrakte, die bei Erwartungsänderungen schnell zurückgezogen werden können. Die Kosten der Instabilitäten werden überproportional von den Armen der betroffenen Länder getragen, die auch insofern von Handelsliberalisierungen besonders betroffen sind, als ausländische Firmen oft kleinere inländische Grenzbetriebe zur Aufgabe zwingen. Ferner: „Eine Liberalisierung des Finanzmarktes ohne geeignete Aufsichtsstrukturen bewirkt mit hoher Sicherheit wirtschaftliche Instabilität – und führt möglicherweise zu höheren statt niedrigeren Zinsen, so dass für arme Bauern Saatgut und Dünger ... schier unerschwinglich werden“ (S. 106). Ein wichtiges Element eines neuen Gesellschaftsvertrags besteht im Gefühl der Menschen, dass eine gewisse Fairness hinsichtlich Gewinnen und Verlusten zwischen den sozialen Gruppen besteht.

Eine zu deutliche Asymmetrie zwischen den Gruppen verhindert den Aufbau der nicht-kontraktuellen Elemente des neuen Gesellschaftsvertrags und das Gedeihen der viel beschworenen Zivilgesellschaft. „Die Stabilisierung steht auf der Agenda, die Schaffung von Arbeitsplätzen nicht. Die Besteuerung und ihre negativen Auswirkungen stehen auf der Agenda, die Bodenreform nicht. Der IWF stellt öffentliche Kredite zur Verfügung, um die Forderungen (privater) Banken abzudecken, nicht aber, um das Bildungssystem und die gesundheitliche Versorgung zu verbessern“ (S. 102). Diese Schwerpunktwahl ist nicht naturgegeben oder Konsequenz aus einer wasserdichten Theorie, sondern Ausdruck einer normativen Prioritätenskala.

Stiglitz' wirtschaftspolitisches Credo in Kapitel neun lautet, dass ein schwacher Staat Stabilität und Wachstum genauso beeinträchtigt wie ein zu interventionistischer Staat. In vielen Fällen des Marktversagens kann die Effizienz der Märkte durch Staatseingriffe gesteigert werden, er erwähnt die Bekämpfung von Rezessionen, den Aufbau von Infrastruktur, einem sozialen Sicherungsnetz und des Bildungswesens, die Sicherung einer intakten Umwelt usw. Auf die jeweiligen Gegebenheiten von Ländern und Regionen sei unbedingt Rücksicht zu nehmen. Auch internationalen Organisationen wie dem IWF kämen hierbei wichtige Aufgaben zu, dessen *governance*-Struktur, d. h. Leitungs- und Aufsichtsstrukturen, aber tief greifender Reformen bedürfte, da sie bisher von den direkten Interessen der Wall Street und der Ideologie der Finanzwelt bestimmt wurde (S. 202-203). Etwas vage und eingeschränkt bleibt seine Forderung der Veränderung ge-

wisser Praktiken und Prozeduren des Fonds, da eine grundlegende Reform am faktischen Veto der USA scheitere. Er fordert mehr Transparenz, eventuelle Interventionen bei Währungsturbulenzen, Reformen des Konkursrechts und Moratorien, Zurückhaltung bei *bail-outs*, eine bessere Regulierung des Bankensektors, ein verbessertes Risikomanagement, den Aufbau sozialer Sicherheitsnetze und eine verbesserte Krisenreaktion, und was die Weltbank betrifft, großzügigere Finanzhilfen und Schuldenerlässe. Es fällt auf, dass der Autor die Institution, an der er selbst tätig war (Weltbank), recht ungeschoren davonkommen lässt.

Stiglitz' Ausführungen zu einer Globalisierung mit menschlichem Antlitz bleiben zwangsläufig im Rahmen dieses Buches recht allgemein. Seiner Fehlerdiagnose stimmt zumindest der Rezensent weitestgehend zu. Sie gräbt theoretisch nicht ganz tief, stellt aber wie beabsichtigt einen veritablen Erfahrungsbericht dar, der jedem sich für Globalisierungsprozesse Interessierenden als Bildungslektüre empfohlen sei. Nun ist Stiglitz in den Wissenschaftsbereich zurückgekehrt. Hoffentlich widmet er sich den angesprochenen Themen und Thesen in Neuauflagen seines Lehrbuches *Economics of the Public Sector*, dessen stromlinienförmige Grundaussagen nicht wirklich vom kritisierten Weltbild des IWF abweichen, hierdurch aber zum gut verkauften Lehrbuch und erstklassiger Einnahmequelle in den USA taugt. Bisher betreibt Stiglitz eine Art Marktsplaltung in eigener Sache: Er bedient den Lehrbuch- und den Kritikastermarkt. Wohl nicht nur aus der Sicht der Globalisierungskritiker hat der Nobelpreisträger somit eine wichtige Aufgabe noch vor sich: den Einbezug seiner Erkenntnisse in die Ausbildungslektüre junger Volkswirte, die in wenigen Jahren das Sagen und Denken nicht nur des IWF bestimmen werden. Bisher gibt es nicht ein erstklassiges Lehrbuch über den öffentlichen Sektor mit kritischem Blick (weder im deutschsprachigen noch) im angelsächsischen Raum. Eine besondere Rolle wird hierbei der Überwindung einer naiven Marktgläubigkeit zukommen, die an vielen volkswirtschaftlichen Fakultäten als allzu sichtbare Hand zu wirken scheint (S. 93-95).

Helge Peukert